Abonnementspreis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 9.—.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Insertionspreis
Die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Inserate:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Inserate sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 488. Freitag den 23. September 1892. 86. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 23. September.

Fürst Bismarck ist in der Wahl seiner officiösen Federn niemals besonders glücklich gewesen; seine Nachfolger aber sind in diesem Puncte, wie in manchem anderen, noch weit weniger glücklich. Gestern theilten wir einen höchst ungeschickten officiösen Versuch, die Erhebung neuer militairischer Forderungen zu rechtfertigen, mit; heute begegnen wir einem nicht minder ungeschickten Versuche, „die Regierung" gegen den Vorwurf der „Programmlosigkeit" in Schutz zu nehmen. Der Artikel, den auch die „Nordd. Allgem. Ztg." sich aneignet, zählt zunächst eine Reihe von Gesetzentwürfen auf, die seit Ostern 1890 im Reiche und in Preußen vorgelegt und angenommen worden sind, weist dann auf die in Aussicht stehenden Vorlagen hin und knüpft daran die Frage, ob angesichts dieser theils vollzogenen, theils gewollten Reformen von einer Programmlosigkeit die Rede sein könne. Freilich, fährt der Officiosus fort, scheine dieser Vorwurf noch einen besonderen Zweck zu haben. Anscheinend wolle man eine Antwort auf die Frage aus der Regierung herauspressen, mit welchen Parteien sie in der Folge zusammengehen wolle.

„Das heißt mit anderen Worten: man will die Regierung zu einer Parteiregierung drängen und zwingen, daß sie ihren längst bekannten und von dem Reichskanzler wiederholt ausgesprochenen Grundsatz: „man soll das Gute nehmen, wo man es findet", aufgiebt. Dann freilich wäre ja insofern Klarheit geschaffen, als nunmehr zwei Parteigruppirungen — die eine für, die andere gegen die Regierung — sich kriegerisch gegenüberstehen. Keine Regierung, am wenigsten die Regierung des Reichs und von Preußen, kann sich selbst den Zwang einer Parteischablone auferlegen, und wenn sie bisher etwas erreicht hat, so ist dies eben dadurch geschehen, daß sie selbst keine Parteiregierung ist, sondern sich die Unterstützung Aller gern gefallen ließ, um die von ihr als richtig und für das Vaterland als nothwendig erkannten Ziele zu erreichen. Auf diesem Wege wird sie, wie wir glauben, wohl auch fortfahren, und es wäre im Interesse des inneren Friedens in hohem Maße erwünscht, wenn man sich entschließe — es dürfte dies das beste Programm sein —, die Regierung nicht nach Parteigesichtspuncten, sondern nach rein sachlichen Erwägungen zu beurtheilen und sich sodann selbst mehr an der rein sachlichen Förderung der großen nationalen Aufgaben zu betheiligen. So würden sich manche, zum Theil nur künstlich hervorgerufene Gegensätze leichter ausgleichen und die Alle gemeinsam und in gleicher Weise theuren Interessen des Vaterlandes eine zweckdienliche Förderung erfahren."

Man kann den Widerspruch nicht gewaltsamer herausfordern, als durch diese Zeilen. Hätten die Männer des neuen Curses nur das „Gute" genommen, wo sie es fanden, so würde ihnen daraus kein Vernünftiger einen Vorwurf machen. Aber sie haben Anderes gethan. Sie haben gegeben, um zu empfangen, haben sich im Geben selbst überboten, um desto mehr empfangen zu können. Wie war es denn mit den beiden Sperrgesetzvorlagen und den beiden Volksschulgesetzentwürfen? Mit jeder der beiden neuen Auflagen dieser Entwürfe bedauerte die Regierung sich selbst, um sich fröhliche Geber zu machen; mit jeder neuen Auflage wich man weiter von dem alten Curse ab, der doch nach einer der ersten Versicherungen des neuen Reichskanzlers fortgesteuert werden sollte; mit jeder dieser Auflagen wurde es ungewisser, wie weit die Geberlaune an eine extreme Richtung noch geben werde. Und weiß dies, d. h. gerade das, was man wissen möchte und was recht eigentlich das Programm der Regierung ausmacht, heute irgend ein Mensch? Liegt auch nur ein klares Wort und auch nur eine klare Handlung vor, aus der man schließen könnte, wo die Willfährigkeit der Regierung gegen das Centrum aufhören wird? Auf diese Frage hätte der Officiosus Antwort geben müssen, wenn er gekonnt hätte. Daß er es nicht gekonnt, beweist am schlagendsten, daß auch er, trotz seiner Lobrede auf das Regierungsprogramm, von diesem nicht den leisesten Schimmer einer Ahnung hat.

In einem rheinischen Blatte schildert ein Arzt seine Beobachtungen in den Hamburger Cholerahospitälern und erzählt dabei, daß die von der Seuche ergriffenen Branntweintrinker fast ausnahmslos sterben. Viele von ihnen sind nach ihren eigenen Angaben gewohnt, täglich für 2 bis 3 ℳ Branntwein zu trinken. Diese letzteren, meist Trimmer, haben selbstverständlich einen sehr großen Tagesverdienst, 15 bis 20 ℳ. Dessen ungeachtet ist ihr Verbrauch von Schnaps ein kolossaler, ein entsetzenerregender zu nennen, nicht vom ökonomischen Standpunct, sondern vom gesundheitlichen und sittlichen. Es soll nicht bestritten werden, daß für die Schwerarbeitenden im deutschen Norden der Genuß eines gewissen täglichen Quantums Branntwein Bedürfniß und der vollständige Uebergang zu anderen Spirituosen ein Ding der Unmöglichkeit ist. Aber bei einem täglichen Aufwande von zwei bis drei Mark für Schnaps ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß Bier oder gar Wein von diesen Leuten nicht oder doch nur selten genossen wird. Noch viel weniger wird das der Fall sein bei Leuten mit geringeren Löhnen; diese werden bei schlechterer Kost eine im Verhältniß zu ihrer Nahrung und ihrem Einkommen noch größere Menge Branntwein genießen. Diese Leute also sind am wenigsten in der Lage, der verheerenden Krankheit zu widerstehen, weniger als schwache Frauen und Kinder, die dem Schnapsgenuß nicht fröhnen. Was von der Cholera gilt, trifft auch für andere Krankheiten zu, und wer dies bezweifelt, mag sich aus der Begründung, welche die Reichsregierung ihrem vorjährigen Trunksuchtsgesetzentwurf beigegeben hat, die Bestätigung holen. Dieselbe Reichsregierung geht aber, wie nicht mehr bezweifelt werden kann, mit dem Plane um, die Biersteuer zu erhöhen, d. h. den Anreiz zu vermindern, das gesunde Getränk statt des mörderischen zu genießen. Officiös wird dargethan, die Biersteuer in Norddeutschland sei lächerlich gering, denn sie erbringe auf den Kopf der Bevölkerung nur 70 Pfennig, während sie in Württemberg 4 Mark und in Bayern gar 6 Mark ertrage. Das heißt indessen sehr mangelhaft argumentiren. Daß die norddeutsche Biersteuer erheblich niedriger ist, als die süddeutsche, ist ja eine aus den verschiedenen Steuergesetzen klar hervorgehende Thatsache, wenn man aber den kolossalen Unterschied im Ertrag gleichsetzt der Differenz der Steuer, so ist das falsch. Die norddeutsche Steuer würde trotz ihres niedrigen Satzes der süddeutschen hinsichtlich des Ertrages weit näher kommen, wenn im Norden auch nur annähernd so viel Bier getrunken würde, wie im Süden. Das bayerische Beispiel paßt für den Norden nur fiscalisch, nicht aber in sanitarer und moralischer Hinsicht. Obwohl in den letzten zwanzig Jahren der bayerische Malzaufschlag zwei Mal und beide Male sehr bedeutend erhöht wurde, ist der Bierverbrauch nur gewachsen. Es war eben ein gewohntes Getränk, das man den Bayern vertheuerte, und daß eine nicht geradezu übermäßige Vertheuerung gewohnter Genußmittel den Consum nicht beeinträchtigt, ist eine bekannte Erfahrung, die auch die österreichische Tabakregie bei ihren mehrmaligen Aufschlägen auf die meistgerauchten Cigarrensorten bestätigt gefunden hat. Die unerwartet geringen Erträgnisse der deutschen Branntweinsteuer widersprechen dieser Erfahrung auch nicht: es wird nicht weniger Schnaps getrunken, aber der getrunkene ist dünner geworden. So ist es auch nicht zu bezweifeln, daß eine erhöhte Biersteuer in Norddeutschland den Consum nicht verringern wird, d. h. die Biertrinker werden soviel trinken wie vorher. Diejenigen Bevölkerungsklassen aber, welche für den Biergenuß gewonnen werden sollen, werden bestärkt, am Schnapse festzuhalten. Und im Norden bilden diese Classen die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung. Die Reichsregierung setzt sich, indem sie das Bier vertheuert, mit der Gesundheitslehre, mit den zahllosen Bestrebungen zur Beschränkung des Branntweintrinkens und mit sich selbst in Widerspruch, denn auch sie hat bekannt, im Schnaps eine furchtbare Gefahr für die Zukunft der Nation zu erblicken.

Die überaus eifrige ultramontane Agitation dieses letzten Sommers hat die Hälfte ihrer Arbeit davon gesetzt, die Treue der Nationalliberalen gegen Kaiser und Reich zu verdächtigen und die Centrumspartei als die allein zuverlässige Stütze des Thrones anzupreisen. Es kann nicht Wunder nehmen, daß diese Kampfweise wieder aufgenommen wird, um es die parlamentarische Campagne einzuleiten gilt. Eine der schönsten Blüthen derselben leistet sich die „Germania", indem sie sich aus Baden berichten läßt, wie die dortigen Nationalliberalen über die Abbestellung der Kaisermanöver erfreut seien, weil sie in die größte Verlegenheit gekommen wären, wie sie nach den Bismarckkundgebungen dieses Sommers dem Kaiser hätten vor die Augen treten sollen. So albern dies Geschwätz ist, so hat es doch das Verdienst, einmal ziemlich unverhüllt den Satz auszusprechen: Wer Bismarck verehrt, ist ein Feind des Kaisers. Man könnte den jesuitischen Intriganten nur dankbar sein, wenn diese Behauptung mit gleicher Deutlichkeit überall ausgesprochen würde, denn alsdann würde ihr ganzes Verdächtigungsmanöver sofort der Lächerlichkeit verfallen sein. Alle Welt weiß, daß in den Kreisen, aus welchen die vielerwähnten Huldigungskundgebungen für den Fürsten Bismarck hervorgegangen sind, der Gedanke von Kaiser und Reich recht eigentlich den Boden besitzt, auf welchem er zur Verwirklichung und Ausgestaltung gelangt ist; alle Welt weiß, daß die dankbare Verehrung, welche in erster Linie die nationalliberal gesinnte Bevölkerung dem Fürsten Bismarck entgegenbringt, recht eigentlich seinem Verdiensten um Kaiser und Reich gilt. Und diese Verdienste — das weiß ebenfalls alle Welt — können nicht verkannt werden und werden nicht verkannt an der Stelle, auf welche die ultramontane Verhaunungspolitik es abgesehen hat. Deshalb hätte sich der scharfsichtige Psychologe der „Germania" über die Verlegenheit der badischen Nationalliberalen kein Kopfzerbrechen zu machen brauchen; sie würden dem Kaiser vor die Augen getreten sein als die geborenen Anhänger von Kaiser und Reich. Wie viel derartige geborene Anhänger der nationalen Sache würde wohl das Centrum aufmarschiren lassen können? Wir wollen ihm das jedoch zu Gute halten und uns freuen, wenn das Centrum heute auch als echt deutschnational gesinnte Partei gelten will. Aber fragen möchten wir doch, wie denn wohl jene ultramontanen Redner dem Kaiser vor die Augen treten möchten, welche die Zurückziehung der Volksschulvorlage noch sehr gelinde zu beurtheilen vermeinten, wenn sie sie als einen „Schlag" des Königthums bezeichneten? Darum sich Sorge zu machen, haben die ultramontanen Faiseurs gegenwärtig alle Veranlassung, nicht um Verlegenheiten der Nationalliberalen, die überhaupt nicht vorhanden sind.

Wir haben bereits mehrfach der sich widerstreitenden Beurtheilung gedacht, welche die jüngsten Manöver der französischen Armee und die hierbei zu Tage getretenen Leistungen der sogenannten gemischten Truppentheile gefunden haben. Die Einen wissen nur Günstiges zu melden, die Anderen aber vermischen ihr Lob mit reichlichem Tadel und gehen sogar so weit, zu behaupten, daß jene Truppen Fiasco gemacht hätten. Es wird schwer sein, den richtigen Thatbestand zu ermitteln. Auch heute liegen uns wieder zwei ganz verschiedenartige Urtheile vor. Dem „Berl. Tagebl." wird von seinem militairischen Mitarbeiter geschrieben, daß die gemischten Truppentheile den an sie gestellten Anforderungen ganz und gar nicht entsprochen hätten. Der betreffende Berichterstatter sagt u. A.:

Obwohl die Mannschaften vorher mit Schutzung versehen worden waren, um zeitig über passendes und einmaschirtes Schutzzeug zu verfügen, leisteten die gemischten Regimenter im Marsche weit weniger als unsere Reserve-Division im vorigen Jahre beim 4. Armeecorps, über welche die Zeitungen selbst so abfällige Urtheile verbreiteten. Die Marschstrecken waren nach Angaben von Augenzeugen mit einer erschreckend großen Zahl von Nachzüglern und Maroden bedeckt, die Marschtiefen erweiterten sich durchweg um ¼ bis zu ⅓ im Vergleich zu den Linienbrigaden, die Ausfälle an Maroden betrugen an verschiedenen Tagen bis zu 30 Procent, so daß die betreffenden Truppentheile fast niemals in gefechtsmäßigem Zustande das Gefechtsfeld erreichten. Man hat das mit der „außergewöhnlichen" Hitze zu entschuldigen gesucht, allein man muß dem doch fragen, wie es in Wirklichkeit im Anfange eines Krieges mit derartigen gemischten Formationen bestellt sein kann, wenn sie erst die Kriegsmunition zu tragen haben werden! Man schiebt das traurige Ergebniß außer der Hitze der zu schweren Belastung der Infanterie und den zu großen Marschrouten zu. Indessen die Belastung ist im Kriege eine erheblich größere und die Märsche bis zum Gefechtsfelde dürften sich in sehr mäßigen Dimensionen. Im Gefecht selbst herrschte überall eine große Schwerfälligkeit, von einer Feuerdisciplin wurde sehr wenig bemerkt, die Officiere hatten ihre Leute nur in seltenen Fällen in der Hand und erwiesen sich ihrer Aufgabe noch seltener gewachsen; kurz und gut, der Eindruck war in der eigenen Armee ein sehr wenig befriedigender. Selbst unter den Officieren wurde eine ganze Anzahl Marcher bemerkt, und größer war die Zahl derjenigen, welchen das Reiten so viel zu schaffen machte, daß sie auf die Truppe keine Aufmerksamkeit nicht verwenden konnten.

So das „Berliner Tageblatt". Einem Mitarbeiter des Pariser „Eclair" gegenüber hat dagegen der deutsche Militair-Attaché in der französischen Hauptstadt, Major v. Schwarzkoppen, die Haltung der französischen Truppen als ganz vortrefflich bezeichnet, insonderheit hob er hervor, daß der Versuch, der in diesem Jahre zum ersten Male mit der Reserve und der Landwehr gemacht worden, glänzend gelungen sei. Die Landwehr habe die größte Ausdauer und Marschfähigkeit bekundet, so daß man im Kriegsfall auf sie rechnen könne, wie auf die activen Truppen. Ebenso günstig urtheilte der ebenfalls befragte italienische Attaché.

In Spanien hat das conservative Ministerium Canovas del Castillo bei den soeben vollzogenen Wahlen für die Provinzialräthe einen vollständigen Sieg davongetragen. Es gelang trotz aller Anstrengungen der Oppositionsparteien diesen doch nicht, auch nur an einem Puncte einen nennenswerthen Erfolg zu erringen und es sind mehr als fünf Hundert Candidaten der Regierungspartei gewählt worden. Das Verdienst, diesen Wahlsieg herbeigeführt zu haben, gebührt an erster Stelle dem Minister des Innern, Villaverde, während die übrigen Mitglieder des Cabinets Canovas del Castillo ruhig auf ihren Landsitzen geblieben waren. Wenn andererseits der Führer der Fusionisten, Sagasta, vor einigen Tagen in einer Parteiversammlung zu Oviedo sein ökonomisches Programm für den Fall entwickelte, daß er wieder zur Regierung berufen werden sollte, so erscheint diese Eventualität für geraume Zeit im Hinblick auf das Ergebniß der Wahlen für die Provinzialräthe ausgeschlossen. Die Oppositionsparteien unterlassen allerdings nicht, darauf hinzuweisen, daß die Regierung ihren Wahlsieg auch der Unterstützung der Carlisten verdanke, um die sie sich selbst beworben habe. Dieser Vorwurf erscheint jedoch keineswegs begründet, obgleich nicht in Abrede gestellt werden kann, daß die Carlisten aus eigener Initiative für die conservativen Candidaten gestimmt haben. Jedenfalls darf sich das Ministerium Canovas darauf berufen, daß das allgemeine Stimmrecht sich zu seinen Gunsten geäußert hat.

Die finanzielle Nothlage, mit welcher die portugiesische Regierung zu kämpfen hat, ist für dieselbe Anlaß gewesen, einen Ausweg zu betreten, welcher, in Verbindung mit anderen Maßregeln, dazu dienen soll, den Staatssäckel wenigstens einigermaßen zu entlasten. Ein königl. Decret schlägt vor, die Gewährung von Tagegeldern (Diäten) an die Abgeordneten beider Kammern abzuschaffen. Bis jetzt hatten die nothwendigen Ersparnisse und die Verkürzung aller staatlichen Leistungen bereits alle Berufsstände und alle Gebiete des staatlichen Lebens betroffen; sogar der König hatte in eine wesentliche Verminderung der Civilliste eingewilligt, ebenso wie sich sämmtliche Beamte eine Verkürzung ihres Gehalts um 10 bis 60 Procent gefallen lassen mußten. Nur vor dem Parlamente hatte man Halt gemacht. Weder hatten die Abgeordneten selbst auf einen Theil ihrer Bezüge verzichten wollen, noch wagte es die Regierung, mit einem dahingehenden Antrage hervorzutreten. Nunmehr aber löste die Regierung die Kammern auf und überraschte kurz darauf das Land mit dem Decret, wonach künftighin keine Tagegelder an

Feuilleton.

Das höchste Gut.

14] Roman von A. von Gersdorff.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Ein Glück war, daß der Senator einfach jeden einzelnen der Herren beim Arm nahm und seiner Tochter vorstellte, die Erben der reichsten Handelsfürsten, der vornehmsten Firmen, auch Officiere, die, angezogen von dem vornehmen Wesen des reichen Senators, ihre Karten vor langer Zeit schon „abgeworfen" hatten. Sie neigt gleichmäßig und gleichgiltig das Haupt ohne das übliche Lächeln. Zuletzt vor einem wirklich riesengroßen Mann, zu dem sie ihre stolzen Augen emporheben muß, um nicht unhöflich zu erscheinen.

„Herr Maurus von der Neesen."

Jeder Zoll ein Gentleman. Die hüßliche, vorspringende Stirn ein Sitz der Klugheit. Die farblosen, eng geschlitzten Augen voll Güte und Mitleid, die in lebendigem Strahl daraus sprühen. Der vornehm geschnittene Mund zeigt die feinen Linien fast weiblicher Zärtlichkeit.

Mit einem einzigen, ach nur zu erfahrenen Blick hat sie das Alles erfaßt.

Der Fächer rauscht zusammen. Sie reicht ihm, sonderbar aufathmend, die Hand, die er mit seinen Riesenfingern flüchtig umschließt, fast gedankenvoll, jedenfalls ebenso gleichgiltig stolz, wie sie zu ihm hinauf, zu ihr hinab sehend.

„Ich erinnere mich Ihrer, Herr van der Neesen. Wir waren Nachbarskinder."

„Ja, ich hatte den Vorzug, Ihnen vor Jahren einmal eine Thür zu öffnen."

„Jawohl, vor hundert Jahren."

Welch' melancholisches Lächeln dabei!

Er sagte nichts darauf und tritt stumm zur Seite, Andern Platz machend.

Aber das Wort und das Lächeln schwanden nie, niemals aus seinem Gedächtniß.

Er hatte sich dies Mädchen anders gedacht. Weniger schön, viel liebenswürdiger und coketter und nicht so überaus einfach, so gleichgiltig schmucklos in ihrer Toilette.

Was er sah und fand, legte sich wie ein Zauberbann auf sein Denken, wirbelte seine Sinne in nie geahnter Gluth durcheinander.

Sie ergründen! Sie verstehen! Sie besitzen!

Er sprach wenig mit ihr. Aber den ganzen Abend lang folgte ihr sein Blick.

Es war nicht ihre Schönheit, die ihn so beschäftigte — diese hatte er auf seinen vielen Reisen wohl ebenso groß oder größer gesehen — es war ein räthselhaftes Etwas, das seine Gedanken und seine Blicke fesselte und das über ihrer Person wie ein merkwürdiger Schein schwebte. Vielleicht trug auch dazu bei, daß man ihm von ihr wie von einem niedlichen Kätzchen gesprochen hatte, und nun fand er plötzlich eine Löwin oder Tigerin vor sich in ihrer ganzen Pracht und Gefährlichkeit. Er zog die Brauen zusammen und dachte unwillkürlich an das verzweifelnde, wilde Thier, das er mit seinen starken Händen in eiserner Geistesgegenwart so lange gewürgt hatte, bis es sich kraftlos streckte und Hilfe kam.

Der Blick unter den zusammengezogenen Brauen war so concentrirt, schien so wenig vom Aeußeren und so viel vom Innern dieses Weibes zu sehen, daß ihre Augen mehr als einmal unruhig den seinigen begegneten.

Plötzlich streifte sie an ihm vorüber in ihrer rauschenden Seide und sah hochmüthig und doch traurig auf ihn.

„Warum sehen Sie mich so an?" herrschte sie leise.

Welch' ein plötzliches Feuer blitzte aus seinen schmalen Augen!

„Weil — Sie irgend etwas sind, was Sie nicht — sein wollen. Oder irgend etwas sein wollen, was — Sie nicht sind", sagte er ebenso rasch und leise.

Was fiel ihm nur ein?

Er wartete nun athemlos auf ihr beleidigtes Zurückweichen, auf ihr empörtes, mit Recht empörtes Wort.

Kein von Beiden.

Sie sah ihm einen Augenblick ins Gesicht, fast mit demselben concentrirten Blick, wie er ihr, und wendete sich mit einem verächtlichen Lächeln ab.

„Das ist Alles? Ich habe wahrhaftig geglaubt, Sie sähen tiefer."

Auch das Wort behielt er im Gedächtniß wie das andere von den „hundert Jahren". In einer späteren Zeit stellte er sie zusammen und begriff. Auch der Tact und die gleichgiltige Sicherheit ihres Benehmens gegen Andere erstaunten ihn.

Um zwölf Uhr löste sich das steife, unbehagliche Beisammensein dieses Abends. Das Souper war aber vorzüglich gewesen, die Weine zum Theil uralt und edel. Die Meisten waren zufrieden und wünschten den Verkehr aufrecht zu erhalten. Der Senator und seine Tochter waren ein Bild untadeligen Anstandes. Langeweile gehörte dazu.

Als letzter verabschiedete sich Maurus. Er führte ihre Hand langsam an seine Lippen, halb in der Bitte um Verzeihung, halb in dem Wunsche, noch einmal ihren Blick zu erfassen.

Sie überließ ihn gütig, nachlässig die Hand und sah etwas geistesabwesend nahe an ihm vorbei nach Peters, der eine Platte mit Gläsern hinaus trug.

Er hätte ebenso gut den schönen, vollen Arm küssen können, der halb entblößt aus den schwarzen Spitzen schimmerte, als nur die Fingerspitzen, sie hätte es wahrscheinlich auch nicht weiter bemerkt. Wenigstens dachte er so, als er verwundert die Treppe hinabstieg.

Der Senator stand am Tisch und trank eine Tasse schwarzen Kaffee. Seine Tochter, mitten im Zimmer stehend wie ein wunderbares Bild, beleuchtet von all den funkelnden Lichtern, blickte auf die sich noch leise bewegenden Falten des Thürvorhanges. Frau Hansemann war in den Küchenräumen und sorgte für die schönen Speisereste.

„Vater —"

„Ja, Kind. Was ist?" Er brannte eine letzte Cigarette über einem Armleuchter an.

„Ist es Der, den ich heirathen soll?"

„Der? Wenn Du Maurus van der Neesen meinst".

„Natürlich. Wen sonst?"

„Ja — der ist es. Hat er Dir nicht gefallen?"

„Gefallen?" sagte sie zögernd. „Ich weiß nicht; es ist solch' ein einfaches, gewöhnliches Wort, und der Mann ist so vollständig das Gegentheil von einfach und gewöhnlich. So fremdartig, so — so ohne Gleichen — meinst Du nicht, Vater?"

„Kann schon sein, und dann, denke ich, sollte er Dir gefallen", beharrte er.

Sie sah gedankenvoll zur Erde.

„So riesenhaft, so erdrückend groß in seiner Erscheinung, und ganz sicher ebenso in seinem Fühlen und Denken", fuhr sie langsam fort, „in seinem Schutz könnte man sich, glaube ich, nie und nimmer fürchten, vor nichts auf Erden — außer vor ihm selbst", schloß sie mit einem matten Lächeln.

Der Senator sah bald erfreut, bald sarkastisch aus.

„Eine sehr interessante und schmeichelhafte Beurtheilung, Dora Maria, schön gesagt — ich würde mich kürzer fassen: „Nehmt Alles nur in Allem — er ist ein Mann!" Und ein Mann nach meinem Herzen, das heißt ein Sohn, und der rechte Mann für Dich, mein Kind. Alle Enttäuschungen, alle Schicksalsschläge, die ganze Leere meines Lebens könntest Du mich vergessen machen durch diese Heirath. Ich würde noch einmal jung. Aber laßt mich nicht zu lange warten, denn an meinen alten Knochen nagt der Todtenwurm schon recht vernehmlich."

Er setzte sich, und ein Ausdruck körperlicher Pein flog über sein gelbliches Gesicht.

„Lieber Vater, Du erschreckst mich — Du fühlst irgend ein Leiden?"

Er schloß einen Augenblick die Augen und winkte stumm abwehrend mit der Hand.

„Ich bin nicht krank — noch nicht", sagte er tonlos und schob die Rechte unter den Rock nach der Stelle des Herzens.

Angstvoll sah Dora-Maria auf ihn nieder und zum Himmel auf.

In dem Moment stürzte die Hansemann herein und störte Probleme und Nachdenken, Geheimnisse und etwaige Geständnisse, überhaupt Alles mit dem Ruf, daß der junge Mensch, der van der Neesen, der dem Hoppke zehn Mark Trinkgeld gegeben, seinen Cylinder vergessen und den vom Leichenbesorger Peters mitgenommen hätte.

Unter der schweren, schwarzgrünen Seide, unter der ihre Mutter den letzten röchelnden Seufzer ausgehaucht hatte, lag die Tochter mit über dem Haupte gerungenen Händen.

SLUB
Wir führen Wissen.